

Caroline Bühler

»Man profitiert, wenn die Leute dankbar sind«

*Luise Kern, Hausfrau, Mutter, Pflegerin*¹

»Beim Mädchen hat es geheissen: »Dich braucht man daheim und du heiratest sowieso – eine Lehre, das wäre schade ums Geld.«² Luise Kerns Jugenderinnerungen führen in ein ärmliches, ländlich-bäuerliches Milieu der fünfziger Jahre. Von der wirtschaftlichen Dynamik, die nach dem Krieg die Schweiz erfasst und innerhalb kurzer Zeit zum Land des Wohlstands schlechthin gemacht hat, scheint man auf dem kleinen Bauernhof in der Ostschweiz nicht viel zu spüren. Was in harter Arbeit erwirtschaftet wird, ernährt die neunköpfige Familie Schlegel kaum. Der Vater ist verbittert und wird den Kindern gegenüber zuweilen gewalttätig: »Wir Kinder haben nicht gehorcht, weil wir den Vater gern gehabt haben. Wir haben gehorcht, weil wir Angst hatten.« Die Mutter ist infolge eines Herzleidens oft bettlägerig. Von Luise, der einzigen Tochter, wird alles andere erwartet, als dass sie sich Gedanken über die eigene berufliche Zukunft mache. Während ihre fünf Brüder Berufslehren antreten, werden ihre eigenen Pläne – sie möchte, wie einige ihrer FreundInnen einen Sprachaufenthalt in England verbringen und anschliessend eine Krankenpflegeausbildung absolvieren – vom Vater zunichte gemacht. Für beides wäre sie auf seine Unterschrift angewiesen – statt dessen zwingt er sie, nach der obligatorischen Schulzeit auf dem Hof zu helfen und stellvertretend für die kranke Mutter die Hausarbeit zu erledigen. Als sie sich trotz allem nach einem Jahr entscheidet, ein Haushaltslehrgang in einem Privathaushalt zu absolvieren, hält der Vater mit seinem Zorn nicht zurück. »Die Nachbarin hat jeweils meine Lehrmeisterin angerufen und gesagt, der Vater schimpfe, weil ich nicht da sei und die Mutter könne nicht aufstehen. Sie solle mich doch heimschicken.«

Ferien im Pfarrhaus: Der Beginn einer Empanzipationsgeschichte

Weder die Grobheiten des Vaters, noch die Verhinderungen, die das Schicksal der jungen Luise bestimmten, haben bei der heute 50jährigen Frau Ressentiments hinterlassen. Den Vater habe sie später in einem anderen Licht sehen können, nachdem sie mehr über dessen Kindheit und Jugend erfahren habe, sagt Luise Kern-Schlegel heute: »Im Grunde muss man verstehen, dass er nicht anders konnte. Er hat selber nie Liebe erhalten.« Auch seine Weigerung,

die Tochter eine Ausbildung machen zu lassen, wiegt für sie nachträglich nicht mehr schwer. Dass sie über kein Berufsdiplom verfügt, hat für sie offensichtlich keine Bedeutung: »Ich habe immer das Gefühl gehabt, ich sei gut ausgebildet.« Luise Kern-Schlegel lebt heute mit ihrem Ehemann, einem Angestellten einer Grossbank, im schweizerischen Mittelland. Sie ist Mutter von zwei erwachsenen Kindern. Seit über zehn Jahren arbeitet sie in der spitalexternen Pflege. Im Gespräch beeindruckt Luise Kern durch die unsentimentale und gelassene Art, in der sie über ihre schwere Kindheit und Jugend spricht. Ebenso überraschend ist der Umstand, dass Luise Kern die ersten Jahre ihrer Erwerbstätigkeit glaubhaft als ausserordentlich glückliche Kombination von typischen Frauenberufen darstellt. Was Luise Kern uns liefert, ist eine eigentliche Emanzipationsgeschichte. Einer Ironie des Schicksals war es zu verdanken, dass sich der armen und kinderreichen Familie eine neue Perspektive eröffnete. Eine gemeinnützige Organisation nahm sich des chronisch kränkelnden jüngeren Bruders an und brachte ihn erst ferienhalber, später auf Dauer bei einem kinderlosen Pfarrerehepaar im schweizerischen Mittelland unter. So kam es, dass die Pflegefamilie ihres Bruders auch für Luise wichtig wurde. Ohne sie ausdrücklich als solche zu bezeichnen, stellt sie das Pfarrhaus in Wangen und dessen Umgebung, in der sie sich seit dem Vorschulalter regelmässig während mehrerer Wochen im Jahr aufhielt, als eine Art zweiter Heimat dar. Dort lernte sie kennen, was sie auf dem heimischen Bauernhof entbehren musste. Neben materiellen Dingen gehörten dazu auch die neuen Erfahrungen von Freundschaft und Liebe. Offenbar verlieh dieses zeitweilige ›Exil‹ Luise Kern die Stärke, ihre bislang traumatischen Kindheitserfahrungen zu bewältigen und später aus einer gewissen Distanz zu betrachten. Von zentraler Bedeutung war zudem, dass sie in ihren Ferienaufenthalten einen lebenslangen Verbündeten kennenlernte: »Mein Mann ist in Wangen aufgewachsen, wir kennen einander also seit dem Kindergarten.«

Die Erfahrung einer alternativen Lebensweise und einer tragfähigen Freundschaft ermöglicht schliesslich Luise Schlegels Emanzipation von ihrer Herkunftsfamilie in doppelter Hinsicht. Indem sie andere Optionen kennenlernt, kann sie sich erfolgreich aus ihrem Milieu lösen und sich der Rolle der zurückbehaltenen Bauerntochter entziehen. Die Selbstbehauptung erfolgt jedoch noch auf andere Weise: Die Distanz und damit die Fähigkeit, die Bedingungen ihres Aufwachsens zu objektivieren, ermöglichen es der jungen Frau, sich mit der Familie zu versöhnen. Die Aussenansicht lässt eine Erfahrung zu, die ihr Leben prägen wird: Die Widrigkeiten des Lebens zu verstehen und damit am Ende persönliche Autonomie zu gewinnen.

Die Feststellung, dass Luise Kern sich dank ihres gelegentlichen Abstandnehmens von zuhause erfolgreich emanzipieren konnte, soll jedoch nicht über den Aufwand, den ihr Ausbrechen erforderte, hinwegtäuschen. Der Vater versuchte ihr Fortgehen zu verhindern – bis Luise »mehr oder weniger« von zuhause ausriss. Am Anfang kehrte sie häufig auf den Hof zurück. Die Erwerbstätigkeit führte Luise Kern-Schlegel aber immer weiter von zuhause weg. »Ich habe ein Haushaltslehrjahr gemacht, nachher bin ich zwei Jahre bei einer Zahnarztfamilie gewesen als Kindermädchen – die haben vier Kinder gehabt –

und nachher bin ich in Toggenburg Köchin in einem Kinderheim gewesen. Und nachher bin ich in Solothurn in einem Restaurant arbeiten gegangen.« Von Solothurn, einer Kleinstadt im Schweizerischen Mittelland, war es schliesslich nicht mehr weit bis Wangen, Ort der Zuflucht ihrer Kindheit und Wohnort Walther Kerns. »Und dort ist dann der Kontakt grösser geworden, und nachher haben wir geheiratet.«

Stationen der Erwerbstätigkeit: Stück für Stück eigenes Leben

Luise Kerns berufliche Laufbahn beginnt mit einer ›Karriere‹ von Frauenberufen. Keine der ›typisch weiblichen‹ Tätigkeiten, die sie ausübt, wird durch ein Diplom zertifiziert. Dieser Umstand ist für eine Frau ihrer Generation nicht ungewöhnlich.³ Vergeblich jedoch wartet man auf eine Äusserung Luise Kerns, welche die Schicksalshaftigkeit oder den Zwang zur Wahl solcher Berufsbereiche umschreiben würde, etwa: ›Was einer Frau halt damals offenstand‹, oder: ›Die Möglichkeiten, die sich damals boten‹. Das Spektrum ihrer Tätigkeiten empfindet Luise Kern nicht als eng; vielmehr erachtet sie sich als »gut ausgebildet«. Im Gespräch zeigt sich, dass sie die Abfolge der Tätigkeiten nicht dem Zufall überliess. Es ergibt sich vielmehr das Bild einer Frau, die sich verschiedene ›weiblich‹ geprägte Bereiche aneignet, indem sie diese ›verberuflicht‹.

Luise Kerns berufliche Biographie ist nicht bloss das Ergebnis zeit- und geschlechtsspezifischer Zwänge, sondern sie gestaltet diese aktiv entsprechend ihren persönlichen Überzeugungen und Neigungen. Dies wird in der Art und Weise deutlich, wie sie in der ›Kinderpause‹ den Wiedereinstieg plant.

Ich habe ›Scheidegger-Kurse‹ gemacht – Korrespondenz, Schreibmaschine und Buchhaltung – und habe solch schöne Diplome erhalten. Aber ich habe einfach merken müssen, dass ich nicht geeignet bin, in einem Büro zu sitzen. Erstens telefoniere ich nicht gerne. Und auch mit dem Schreiben und Rechnungen machen ... Ich habe schon während der Kurse das Gefühl gehabt, es sei nicht das Richtige.

»Schöne Diplome« nützen nichts, wenn man nicht für eine Tätigkeit geeignet ist, will Luise Kern damit sagen. Anerkennung von aussen in Gestalt formaler Bildungstitel scheinen ihr dann nichts zu bedeuten, wenn sie selber von der Sache nicht überzeugt ist.

Heute ist sich Luise Kern darüber im klaren, was für sie »das Richtige« ist. Mit der spitalexternen Pflege scheint sie ein Tätigkeitsgebiet gefunden zu haben, das ihr voll und ganz entspricht. Dieser Eindruck bestätigt sich, wenn sie die Erfahrungen ihrer elf Jahre Spitex-Tätigkeit schildert.

Ich habe angefangen mit meistens halbseitig gelähmten Leuten. Die geht man aufnehmen, waschen, macht Therapie, Bewegungsübungen, nimmt sie in den Rollstuhl, einigen Leuten muss man das Essen eingeben. Ich habe auch ziem-

lich viel Nachtwache gemacht bei Leuten, die sterben, die man heim genommen hat vom Spital – es sind meistens Krebskranke gewesen. Manchmal hat man nur eine Nacht gehen müssen, manchmal hat sich das über Wochen hingezogen – einfach, um die Angehörigen zu entlasten, damit sie wenigstens in der Nacht schlafen können. Ich habe viel davon profitiert, ich habe sehr viel profitiert. Klar, am Anfang ist es schwierig, man hat Angst, hat immer das Gefühl gehabt, ›hoffentlich stirbt er oder stirbt sie nicht, wenn ich dort Nachtwache habe‹. Bis es das erste Mal passiert ist, und da hat man gemerkt, es ist ja eigentlich gar nicht so schlimm. Man kann den Angehörigen helfen, man ist nicht so eng gebunden an den Patienten. Man hat nicht eine Beziehung, doch man kann also wirklich viel helfen – und die Leute sind dankbar, dass sie daheim sein können. Das ist also wirklich schön.

Diese Passage liefert ein eindrückliches Zeugnis eines Prozesses, in dessen Verlauf sich Luise Kern fachspezifisches Wissen angeeignet und durch Erfahrung eine emotionale Balance im Umgang mit Krankheit und Tod hergestellt hat. Sie hat das für Pflegeberufe typische Arbeitsethos ausgebildet, das sich dadurch auszeichnet, dass die pflegende Person gerade in höchst anspruchsvollen Situationen einen angemessenen Ausgleich zwischen empathischer Nähe und professioneller Distanz herstellen muss. Luise Kern pflegt einen äusserst reflektierten Umgang mit dem Ethos der Pflege. Dies wird besonders dann deutlich, wenn sie über die Situation der Angehörigen spricht. Aber zusätzlich nimmt sie ihnen indirekt eine weitere Last ab. Weil sie nicht »so nah dran« ist, findet sie einen anderen Umgang mit den zum Teil ›schwierigen‹ Kranken. Als professionelle Pflegerin gibt sie heute den Rat, Kranke nicht ausschliesslich durch Familienangehörige betreuen zu lassen.

Das Schlüsselerlebnis: Die Versöhnung mit der Schwiegermutter

Die Frage, weshalb Luise Kern an ihrem Beruf eben diese widersprüchliche Einheit aus professionellem Wissen und Empathie so schätzt, führt einen Schritt zurück in ihrer Biographie. Damals, als sie erkannte, dass Büroarbeit nicht das Richtige für sie sei, sah sich Luise Kern noch aus einem anderen Grund veranlasst, den geplanten Wiedereinstieg auf Eis zu legen. Während zwei Jahren betreute sie ihre an Parkinson leidende Schwiegermutter mehrmals wöchentlich, bis sie ins Spital eingeliefert werden musste. Die Pflege der kranken Frau wurde für Luise Kern zum Schlüsselerlebnis.

Ich habe bis dahin ein gutes Verhältnis gehabt mit der Schwiegermutter. Sie hat drei Söhne gehabt, und ich bin als erste Tochter, Schwiegertochter, gekommen und habe darüber hinaus noch ein Töchterchen gehabt, was sie auch gerne gehabt hätte. Und als sie dann krank gewesen ist – ich habe nicht viel davon verstanden, von der Veränderung im Hirn, die es gibt. Ich habe damals das Gefühl gehabt, ich mache ihr die ganze Arbeit, und hintenrum macht sie mich schlecht. Ich habe es nicht verstanden, einfach, weil ich die Zusammen-

hänge nicht begriffen habe und nicht gewusst habe, was es für Hirnveränderungen gibt, und wie die Leute böse werden können.

Die plötzliche Veränderung im Verhalten der Schwiegermutter, für die sie wie eine eigene Tochter gewesen war, hat Luise Kern hart getroffen. Sie nahm diese Erfahrung jedoch nicht einfach hin, sondern sie wollte der Sache auf den Grund gehen. Wie bloss hatte sich die wohlwollende alte Frau in eine aufsässige und misstrauische Kranke verwandeln können? Luise Kern ahnte, dass diese mentale Verwandlung mit der Parkinson-Erkrankung in Zusammenhang stand. In Pflegekursen beim Roten Kreuz erarbeitete sie sich die Grundlagen, und kann fortan selber besser beurteilen, wie sich eine Krankheit auf die Psyche eines Menschen auswirken kann. Ihr Verdacht bestätigte sich: »Später habe ich einfach sagen müssen, dass irgend etwas nicht gut gelaufen ist mit der Behandlung und mit dem Verständnis.« Luise Kern empfindet es als Entlastung, nachträglich verstanden zu haben, was mit der Schwiegermutter geschehen war, und dass die Krankheit zu deren psychischen Veränderungen beigetragen hatte. Die Verberuflichung einer Tätigkeit, die sie im Prinzip bereits während zwei Jahren ausgeübt hatte, verhilft ihr zu einem Autonomiegewinn. Ähnlich wie das ›Verstehen‹ dazu beigetragen hat, ihrem Vater frei von Ressentiments begegnen zu können, führten professionalisiertes Wissen und objektivierte Erfahrungen zu einem besseren Verständnis der Schwiegermutter.

Das Ethos der Fürsorglichkeit und der Erfahrungsraum der Familie

Luise Kern verspricht sich von ihrer fürsorglichen Tätigkeit nicht in erster Linie einen materiellen Nutzen. Die Alternative, in einem Spital zu arbeiten, verwirft sie ebenso wie andere, ›lukrativere‹ Beschäftigungen. Ebenso wenig handelt es sich um eine rein moralische Pflicht, sondern »man profitiert«, wenn man anderen hilft und sie zu verstehen versucht. Luise Kern hat ihr Leitmotiv ›empirisch‹ überprüft und festgestellt, dass sie dadurch nur gewinnt – wobei ›gewinnen‹ für sie bedeutet, ein selbstbestimmtes Leben gemeinsam mit anderen führen zu können.

Zu dieser Vorstellung vom ›guten Leben‹ gehört die Familie. Sie sieht diese als Solidargemeinschaft, in der Freud und Leid geteilt wurden und in der jedes Mitglied seinen Platz und ein Anrecht auf Respekt hatte. »Bei den Grosseltern auf Mutters Seite sind auch noch die ledigen Schwestern gewesen und ein verheirateter Sohn. Eine Schwester, deren Mann abgehauen und verschwunden ist, ist nachher mit zwei kleinen Kindern einfach wieder heimgegangen. Das ist einfach normal, selbstverständlich gewesen. Heute ist das ganz anders.« Ganz anders, weil die jungen Leute früher ihre eigenen Wege gehen und ein individualisiertes Leben führen. Es ist jedoch nicht ein romantisch verklärtes Bild trauten Beisammenseins, das sie entwirft, wenn sie von der Zeit spricht, als »alles noch ganz anders war«. Mit der Grossfamilie ist vielmehr ein Stück praktischer Erfahrung verloren gegangen. »Da sind ja manchmal drei Generationen bei-

sammen gewesen. Und wenn ich mir vorstelle – auch das Sterben hat ein Kind miterlebt.« Als ihr eigener Sohn hingegen das erste Mal von ihr erfuhr, dass sie soeben von der Nachtwache bei einem sterbenden Menschen zurückgekehrt war, ekelte es ihn vor seiner Mutter, weil sie einen Toten angefasst hatte.

Da habe ich ihm erklären müssen, dass ein Toter nichts Giftiges ist. Ich habe gedacht, der gibt mir nie mehr die Hand. Ich habe ihm erklärt, wir hätten Handschuhe angehabt, als wir ihn wuschen und anzogen. Der ist richtiggehend entsetzt gewesen. Da habe ich gedacht, im Grunde genommen sind unsere Kinder arm dran. Sie wachsen auf und wissen nichts darüber. Früher ist das normal gewesen.

Profitgier, Eigennutz, Solidaritätsverlust: Eine Gesellschaftskritik

Die Familie ist in Luise Kerns Darstellung ein Erfahrungsraum, in dem man respektvoll miteinander umgeht und in dem der einzelne sich in seiner ganz spezifischen Rolle entfalten kann. Dieses Konzept einer organischen Solidarität ist auch dann präsent, wenn sie über andere gesellschaftliche Sphären spricht. In der Arbeitswelt wie in der Gesellschaft wäre nach Luise Kern ein verantwortungsvoller und solidarischer Umgang der Menschen miteinander angebracht, wie sie diesen für sich und ihre unmittelbare Umgebung postuliert. Diese Generalisierung der Vorstellung einer solidarischen Gemeinschaft erfolgt jedoch nicht explizit. Vielmehr sind in den Szenarien und Theorien, die Luise Kern entwirft, deutliche Muster zu erkennen, die immer wieder auf dieses Konzept einer gemeinschaftlichen Moral rekurren.

Am Beispiel des Krankenhauses skizziert sie, wie die Orientierung an der Gemeinschaft in den Hintergrund gedrängt wird. Über ihre Tochter Ursula, eine diplomierte Krankenpflegerin, hat sie direkten Einblick in die Art und Weise, wie sich die Rationalisierungen im schweizerischen Gesundheitswesen auf den Pflegealltag auswirken.⁴ Anders als in ihrer eigenen Tätigkeit schrumpfen im Spital die Handlungsspielräume, und die Betreuung leidet unter den ökonomisch bedingten Verringerungen der Leistungen. Diplomierte Kräfte müssen sich auf die qualifizierten Tätigkeiten konzentrieren – wie Spritzen verabreichen, Blut entnehmen und Medikamente bereitstellen. Für die eigentliche Pflege und Betreuung ist zunehmend das Hilfspersonal zuständig. Bei den Pflegenden sei denn auch das klassische Ethos, welches sich auch über die emotionale Betreuung definiere, in den Hintergrund getreten:

Die Patienten leiden darunter. Ich meine, die Grundpflege, die Pflege selber ist schon gewährleistet. Es muss niemand stundenlang in der Nässe liegen. Aber einfach die Betreuung und das Reden mit den Patienten – da wird weniger Wert darauf gelegt, als noch vor 40, 50 Jahren. Das sind Fachkräfte, die nicht angestellt sind, um zu plaudern. Obwohl auch sie sehen, wenn es einem Patienten schlecht geht, und schnell hinsetzen und fragen möchten: ›Was haben Sie, haben Sie Probleme, geht es Ihnen nicht gut?‹

Luise Kern ist durchaus der Ansicht, dass im Gesundheitswesen Veränderungen anstehen. Sie kritisiert jedoch, dass innerhalb der Spitäler Rationalisierungen beim Personal vorgenommen werden. Die Betreuung muss ihrem Empfinden nach von Mensch zu Mensch gehen – die Person der Pflegenden ist nicht zu ersetzen. Obwohl sie dies nicht explizit aufrechnet, weist sie doch darauf hin, dass den Einsparungen auf der Ebene der Personalkosten Einbussen hinsichtlich der Qualität von Pflege und Betreuung entgegenstehen. Sie spielt damit auf ein »Prinzip der Nachhaltigkeit« an, das beim professionellen Umgang mit Menschen gelte: Kranke Menschen brauchten mehr als ein Pflaster auf ihrer Wunde, um wieder ein selbständiges Leben führen zu können.

Ein zweites Beispiel, anhand dessen Luise Kern zeigt, wie wichtig und zugleich unzeitgemäss gegenseitiger Respekt unter Menschen sei, stammt aus ihrem unmittelbaren Umfeld. Ihr Ehemann wurde vor zwei Jahren Opfer von Restrukturierungsmassnahmen. Seit zwanzig Jahren hatte er in der örtlichen Filiale einer Schweizer Grossbank gearbeitet und sich bis ins mittlere Kader emporgearbeitet. Die generelle Krise in der Bankenbranche und die Fusion zweier Grossbanken führten dazu, dass das Filialnetz redimensioniert und die verbleibenden Niederlassungen überprüft wurden. Walther Kern sah sich schliesslich gezwungen, eine neue Stelle in der Stadt anzutreten, was unter anderem mit einer Lohneinbusse von 30% verbunden war. Es ist das einzige Mal im Verlauf des ganzen Gesprächs, dass die ansonsten nüchtern und frei von Ressentiments sprechende Frau eine Spur Bitterkeit erkennen lässt. Sie habe mitansehen müssen, wie jemand psychisch fast »kaputt« gegangen sei – aus Gründen, die »scheinbar mit Hausfrauenlogik nicht nachzuvollziehen sind«. Die Hintergründe, die zur Versetzung ihres Ehemannes führten, kann und will Luise Kern nicht verstehen. »Wenn einer immer alles mitmacht, dann kommt plötzlich der Punkt, an dem es heisst, »Ja, jetzt geht es nicht mehr, Sie sind zu teuer für diese Filiale.« Treue und Loyalität zum Betrieb und langjährige Erfahrung – dies alles hatte mit einem Schlag den Wert verloren.

Während Luise Kern die Rationalisierungen in den Spitälern im Grunde als angemessene, wenngleich mit Risiken verbundene Massnahmen begreift, erscheint ihr die Politik der Banken als widersprüchlich. »Es ist genau das Gleiche – nur mit dem Unterschied, dass die Spitäler eigentlich rückwärts wirtschaften und die Banken immer noch Gewinne ausweisen.« Bedenklich ist für sie auch das Profil, über welches der »neue« Typus des Bankangestellten offensichtlich verfügen muss. Statt eines loyalen und dem Betrieb stets treuen Angestellten, wie ihn Walther Kern verkörpert, ist heute ein leistungsorientierter und skrupelloser Geschäftemacher gefragt.

Verantwortung und Verpflichtung: Hoffen auf eine gemeinschaftliche Moral

Also mich dünkt, diese – wie soll ich sagen, nicht direkt Brutalität – aber diese Lieblosigkeit, die untereinander herrscht, es kümmert sich kein Mensch mehr um den anderen. Und diese Gleichgültigkeit – das sollte sich schon wieder ändern, dünkt mich. Es kümmert sich niemand mehr, wie es um den Nachbarn

oder so – also man lebt nebeneinander vorbei, man weiss höchstens noch, ist es ein Schweizer oder ist es ein Jugoslawe oder ist es ein Türke.

Wenn die Menschen aneinander vorbei leben und sich nur noch oberflächlich, sich an Stereotypen orientierend wahrnehmen, dann führt dies zu einer zunehmenden Anonymität, die letztlich für alle schlecht ist. So dramatisch jedoch das Szenario des Verlustes von Gemeinschaftlichkeit und fortschreitender Anonymisierung der Gesellschaft anmuten mag, so mündet es doch nicht in einen pessimistischen Zukunftsentwurf. Wie sich die Situation aus ökonomischer Sicht »wieder einpendeln« wird, so sieht Luise Kern auch auf der Ebene des gesellschaftlichen Zusammenlebens Zeichen der Besserung.

Ich hoffe, es verändert sich wieder. Es ist befriedigend gewesen, als wir im Fernsehen einmal einen Beitrag gesehen haben von einer Tanzschule. Wie viele Junge dort hingehen – auch Banker, die eine Lehre machen, die gesagt haben, »ja wissen Sie, wenn man es zu etwas bringen muss ...« – ja eben, dass man dem Nächsten, der kommt, die Tür aufhält. Oder dass man vielleicht aufsteht, um zu grüssen, das haben ja die Eltern den Kindern nicht mehr gelernt. Die müssen das jetzt lernen, weil sie plötzlich um den Arbeitsplatz kämpfen müssen.

Luise Kerns Fürsorglichkeitsdiskurs orientiert sich nicht primär an der Vorstellung einer »weiblichen Moral« im Sinne einer natürlichen Affinität von »Geschlecht« und »Sorge für andere«. Ihre ethische Grundhaltung ist auch nicht Ausdruck reiner christlichen Nächstenliebe. Vielmehr nehmen ihre Deutungen Bezug auf ein anderes, ein ganz spezifisches Muster: Gemeinschaftlichkeit beruht prinzipiell auf einer hohen Wertschätzung gegenseitiger Verpflichtungsverhältnisse und unkündbarer Sozialbeziehungen. Dabei erfordern nicht nur unmittelbare bzw. familiäre, sondern auch betriebliche Bindungen ein hohes Mass an Verantwortungsbewusstsein. Die Beobachtung, dass eine neue Generation aufstrebender junger Leute offensichtlich die Vorzüge »anständiger«, respektvoller Umgangsformen wieder entdeckt, befriedigt Luise Kern sehr. Sie, die selber seit ihrer Jugend für ein von familiären und zeitspezifischen Zwängen emanzipiertes, selbstbestimmtes Leben gekämpft hat, fühlt sich damit in ihrer Überzeugung bestätigt, dass alle, seien sie noch so individualistisch eingestellt, auf ein gewisses Mass an Empathie und Gemeinschaftlichkeit angewiesen seien.

Anmerkungen

- 1 Das Gespräch mit Luise Kern ist eines von insgesamt 80 nichtstandardisierten Einzelinterviews, die am Institut für Soziologie der Universität Bern im Rahmen eines Forschungsprojekts durchgeführt wurden (Titel: »Alltagsweltliche Szenarien für die Zukunft der Schweiz. Soziale Handlungsfelder, subjektive Lebensentwürfe und kulturelle Deutungsmuster«, im Rahmen des Schwerpunkt-Programms »Zukunft der Schweiz« des Schweizerischen Nationalfonds. Leitung: Prof. Dr. Claudia Honegger). In der Studie wird mittels qualitativer Fall-

analysen die soziale und kulturelle Genese alltagsweltlicher Zukunftsvorstellungen erforscht. Die bisherigen Ergebnisse zeigen, daß individuelle Herkunftsmilieus durch berufliche Bildungsverläufe, wirtschaftliche Handlungsfelder sowie durch kollektive Deutungstraditionen geprägt sind. Die Auswertung der Daten erfolgte mit dem Verfahren der »Grounded Theory« (Strauss / Corbin 1996) sowie mit der Methode der »objektiven Hermeneutik« (Oevermann 1979). Mittels fallrekonstruktiver Vorgehensweise wurden Typen individueller Zukunftsvorstellungen rekonstruiert (Kelle / Kluge 1999). Der Vorgehensweise, die das Allgemeine vom Besonderen her erschließt und eine Kategorienbildung, welche nicht am Material selbst entwickelt wurde, vermeidet, trägt die soziologische Erzählform des Porträts mit seinem Respekt für die porträtierte Person als Erzählerin und deren gleichzeitiger Stilisierung als Repräsentantin eines bestimmten Typus in besonderer Weise Rechnung (Bude 1995).

- 2 Die Zitate aus dem Interview mit Luise Kern wurden in Schriftsprache übersetzt und – aus Gründen der Lesefreundlichkeit – für den vorliegenden Text leicht redigiert, wenngleich nur soweit, als dadurch der ursprüngliche Sinn nicht entstellt wurde. Der sprachliche Duktus des Dialekts wurde dabei weitgehend beibehalten.
- 3 Die »10 meistgewählten Berufe« von Frauen in der Schweiz sind noch 1990: Kaufmännische Angestellte, Verkäuferin, Handelsdiplom, Büroangestellte, Krankenpflegerin, Damencoiffeuse, Hilfs-Krankenpflegerin, Arztgehilfin, Dental-Assistentin, Pharma-Assistentin (Eidgenössische Kommission für Frauenfragen 1995, 141). Die Schweiz weist bis heute eine im europäischen Vergleich sehr starke geschlechtsspezifische Arbeitsmarktsegregation auf (vgl. Höpflinger / Charles / Debrunner 1991; Heintz / Nadai / Fischer / Ummel 1997).
- 4 Vgl. dazu das Porträt von Ursula Kern (Bühler 1998).

Literatur

- Bude, Heinz (1995): *Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938–1948*. Frankfurt/M.
- Bühler, Caroline (1998): Streß im Spital. Die Leiden einer Krankenschwester. In: Honegger, Claudia / Marianne Rychner (Hrsg.) (1998): *Das Ende der Gemütlichkeit. Strukturelles Unglück und mentales Leiden in der Schweiz*. Zürich, S. 217–225.
- Eidgenössische Kommission für Frauenfragen (1995): *Viel erreicht – wenig verändert? Zur Situation der Frauen in der Schweiz*. Bern.
- Kelle, Udo / Susann Kluge (1998): *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der Qualitativen Sozialforschung*. Opladen.
- Heintz, Bettina / Eva Nadai / Regula Fischer / Hannes Ummel (1997): *Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*. Frankfurt/M.
- Honegger, Claudia / Marianne Rychner (Hrsg.) (1998): *Das Ende der Gemütlichkeit. Strukturelles Unglück und mentales Leid in der Schweiz*. Zürich.
- Höpflinger, François / Maria Charles / Annelies Debrunner (1991): *Familienleben und Berufsarbeit. Zum Wechselverhältnis zweier Lebensbereiche*. Zürich.
- Oevermann, Ulrich et al. (1979): Die Methodologie einer »objektiven Hermeneutik« und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.) (1979): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart, S. 234–434.
- Strauss, Anselm / Juliet Corbin (1996): *Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim.